

Zeitungspreis
Für Halle 15 Mark, für 250 Mark
durch die Post bezogen 3 Mark für das Quartier.
Die halbjährige Zeitung kostet 7 Mark.
Jahrespreis 13 Mark.
Kontingentspreise für die Provinz:
Jahrespreis 10 Mark, halbjährlich 5 Mark.
Kontingentspreise für den Ausland:
Jahrespreis 15 Mark, halbjährlich 8 Mark.
Kontingentspreise für den Ausland:
Jahrespreis 15 Mark, halbjährlich 8 Mark.

Zeitungsgeschichten
Für die fähigste Person, die über den Namen
für die Halle 15 Mark, für 250 Mark
Kontingentspreise für die Provinz:
Jahrespreis 10 Mark, halbjährlich 5 Mark.
Kontingentspreise für den Ausland:
Jahrespreis 15 Mark, halbjährlich 8 Mark.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 185. — Jahrg. 190. Halle a. S., Freitag 22. April 1898.

Deutsches Reich.

* Der Kriegsminister Generalleutnant von Goltz ist am Mittwoch Abend mit dem letzten Zuge in Gomburg v. d. S. angekommen und hat dem Kaiser gestern früh Vortrag gehalten.
* Ueber die Reise des Kaisers nach Mexiko wird der „Voss. Zig.“ von dort berichtet:
Der Kaiser trifft nach den neuesten Mitteilungen bereits am Nachmittag des 3. Mai bei ein und die Kaiserin kommt direkt von Gomburg nach Uroile. Der Aufenthalt dauert 14 Tage. Der Aufenthalt wird durch die Stellungen für 76 Pferde erleichtert, die am 1. Mai fertig gestellt sein sollen. An militärischen Veranstaltungen sind u. A. eine große Parade auf dem Exercierplatz Frescatu und besondere Vorleistung des Königs-Infanterie-Regiments Nr. 145 in Aussicht genommen. Ueber die Annahme des großen Festmahles im Stadtpark ist die Kaiserliche Entscheidung noch nicht eingetroffen. Bezüglich der Pläne der Stadterweiterung ist zu bemerken, daß diese sich auch noch auf die Vorstadt von Diederhofen bis zum französischen Thore erstrecken soll, jedoch von der jetzigen inneren Umwallung nur die Westfront, das von dem Wallfahrts-Belle Isle 1786 angelegte sog. Hofplatz, sowie das aus derselben Zeit kommende Fort Belle Croix, jetzt Fort Steinmetz, bestehen bleiben.

* Der „N. A. Z.“ zufolge ist der durch den Tod des Freiherrn v. Garmier-Oribeon erledigte Posten eines kaiserlichen Gesandten am persischen Hofe dem bisherigen Ministerresidenten in Caracas, Grafen von Rex, übertragen worden. Zum Ministerresidenten in Caracas ist unter Umbildung von seiner Beschäftigung bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, der er seit einigen Monaten zugleich war, der bisherige Generalkonsul in Yokohama, Dr. Schemmeltz, ernannt.

* Der zur Disposition stehende Gesandte v. Ostschmid ist zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat „Geheimrath“ ernannt.
* Der neu ernannte Regierungspräsident von Siedow v. Trost zu Holz, der vor Eintritt seiner neuen Stellung an einer Blinddarmentzündung schwer erkrankt war, ist ziemlich wieder hergestellt.

* Nach Rückkehr des Kaisers dürfte auch die Frage der Besetzung des Präsidiums des Oberrechnungs-Hofes ihrer Erledigung entgegengeführt werden. Wenn in der Presse für dieses hohe Amt schon eine Reihe von Kandidaten genannt worden ist, so hat es sich dabei wohl ausschließlich um Vermuthungen, und zwar um falsche, gehandelt, wenn nicht etwa gerade einzelne Namen nur zu parteipolitischen Zwecken genannt worden sind. Was insbesondere die angehenden Wächter und Anstalts eines in der Richtung genannten Ober-Bathen der Provinz Sachsen betrifft, so ist es sicher, daß derselbe weder jenen Posten aspirirt hat, noch für seine Besetzung in Frage kommt. Daß allerdings ein jetziger Oberpräsident mit der Führung des Amtes betraut werden wird, ist wahrscheinlich und würde früheren Vorgängen entsprechen. Die Ernennung selbst dürfte noch nicht in aller nächster Zeit zu erwarten sein.

* Ueber den gegenwärtigen Stand der Militärstrafprozessreform wird jetzt behauptet, daß die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Prinzregenten Luitpold von Bayern wegen des Obersten Militärgerichts zu einem Ergebnisse nicht geführt haben, weil der Prinzregent sich nicht habe entschließen können, über eine Frage zu entscheiden, die in die Prärogative der Krone eingreife. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Bayern und in fernerer Erwägung, daß nach menschlichen Ermessen in nicht allzu fernem Zeit die Regentenschaft ein Ende nehmen werde, sei man übereingekommen, die Entscheidung hinauszuschieben. Die führenden Parteien des Reichstages seien bereit, Bayern seinen besonderen obersten Landesgerichtshof einzuweisen zu lassen und dessen Unterordnung unter das Reichsmilitärgericht einer späteren Zeit vorzubehalten.

* Zur Berechnung des steuerbaren Vermögens sowie des Einkommens von Steuerpflichtigen, welche die landwirthschaftlichen oder anderen Kredit-Instanzen sogenannte Kautionskassen zur Verfügung aufgenommen haben, ist es von Zeit zu Zeit erforderlich, die Höhe der für die Berechnung der einzelnen Schuldner aufgenommenen Amortisationsfonds und der ihnen angeordneten Entgelte dieser Fonds festzustellen. Ein Erlass des Finanzministers an die Vorstehenden der Einkommensteuer-Verrechnungskommissionen rügt, daß die betreffenden Ermittlungen darüber in einzelnen Veranlagungsbezirken unvollständiger Weise alljährlich angestellt werden, und weist darauf hin, daß es für die Zwecke der Veranlagung als Regel genügt, wenn die vorhandenen Nachrichten in längeren Perioden, etwa von drei zu drei Jahren, nach Abgabe des jeweiligen Befandes ergänzt oder berichtigt werden. Am zweckmäßigsten seien diese Ermittlungen in Zukunft bei Gelegenheit der von je jedem dritten Jahre stattfindenden Grundbesitzsteuer-Veranlagung vorzunehmen, damit diese regelmäßig nach dem neuesten Vermögensstande erfolgt.

* Die gerichtlichen Gefangenen in der preussischen Monarchie haben am 1. April 1898 folgende im Jahre 1896/97: 8081 4/5 Arbeitstage oder 181 1/4 weniger im Jahre 1896/97

geleistet. Ihre Tagesdurchschnittsleistung betrug auch 382,13 weniger und besetzte sich auf 31 837,55. Nicht beschäftigt von der letzten Zahl waren 9065,27 Kräfte, überhaupt beschäftigt 26 772,28, davon mit Hausarbeiten 2570,49 und für Dritte gegen Lohn 24 201,79. Aufgenommen sind durch die Arbeit insgesamt 3 188 399,96 Mark oder 66 701,50 Mark mehr als 1895/96, davon 891 774,68 Mark durch Verwendung der Gefangenen zur Arbeit außerhalb des Gefängnisses, 2 296 625,28 Mark durch sonstigen Arbeitsdienst und 32 756,78 Mark an Ueberhöhen, welche durch besondere Umstände veranlaßt sind. Die Kosten der Beschäftigung außerhalb des Gefängnisses betragen 181 232,14 Mark, jedoch als reiner Arbeitsdienst die Summe von 3 007 167,82 Mark verbleibt. Von dem reinen Arbeitsdienst entfiel auf jeden Gefangenen 94,45 Mark, auf den für Dritte gegen Lohn beschäftigten Gefangenen 124,25 Mark. In den Gefangenen wurden demnach gegen 1 917 323,55 Mark zur Verdisposition 2 092 217,44 Mark abgeliefert. Von dem letzteren Betrage verblieb der Staatskasse ein Antheil von 1 655 134,91 Mark, als Remuneration an die Gefängnisbeamten wurden 434 709,36 Mark verbleibt.

* Das seit länger Zeit geplante Medizinalreferat für die Kolonialabteilung ist nun fastlich hergestellt. Der am 1. März bestimmte Oberabschnitt Dr. K. O. S. O., der schon seit Jahren die hygienischen Angelegenheiten in der Kolonialverwaltung bearbeitet, ist jetzt aus der Arzenei ausgeschieden und zur Einweisung in das Auswärtige Amt kommandirt. In den nächstjährigen Etat der Kolonialverwaltung wird das Medizinalreferat nun wohl auch eingestellt werden, wie das Militärreferat schon seit vorigem Jahre in den Etat aufgenommen ist.

* Die diesjährige ordentliche Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft ist auf den 28. Juni festgesetzt worden und soll in D. a. N. g. abgehalten werden.

* Nachdem der Senat Wiernann die Kontratsverträge in Bombay abgeben hat, um sich auf seinen neuen Posten nach Victoria zu begeben, wird das kaiserliche Konsulat in Bombay bis auf Weiteres von dem Kaufmann O. H. S. O. verwaltet.

* Die Erlaubnis zur Verführung von Auswanderern hat mit Zustimmung des Bundesrats der Reichslandtag am Grund des § 2 des Gesetzes über das Auswandererwesen vom 9. Juni 1897 11 Bewilligungen und Personen erteilt.

* Die Nachricht, daß von der Hamburg-Amerika-Linie die beiden Schnellpostschiffe „Vormannia“ und „Columbia“ an Spanien verkauft sind, hat vielfach Bestehen erregt, da die Schiffe, besonders die „Vormannia“, als Dampfer für die deutsche Marine im Kriegsfalle geeignet waren. Es ist jedoch hierin bereits vor längerer Zeit eine Aenderung eingetreten, und die genannten Schiffe fungieren schon seit ungefähr Jahresfrist nicht mehr in der Flotte der Kaiserlichen Marine. Somit hat der Verkauf dieser beiden Schiffe nichts Verwunderliches und nur eine Zustimmung der Marineverwaltung zu demselben nicht erforderlich.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

63. Sitzung vom 21. April.

Die Rede der Interpellation der Abg. Samula und G. nollen (C.) betreffend die Beschäftigung der Magens in den östlichen Provinzen wird durch die Zulassung ausländischer Arbeiter. Abg. Latacz (C.) befragt die Auffassung seiner näheren politischen Freunde dahin, daß sie durchaus nicht eine unbeschränkte Öffnung der Grenze und eine dauernde, schrankenlose Zulassung ausländischer Arbeiter meinen. Eine Hilfe sei aber für die Landwirthschaft des Ostens nicht möglich ohne die Zulassung ausländischer Arbeiter. Höhere Löhne können die Landwirthe des Ostens nicht zahlen; sie können bei den gegenwärtigen Löhnen schon kaum bestehen. Die Zulassung russisch-polnischer Arbeiter wird die Sicherheit des Staates nicht gefährden. Andere Arbeiter würden schwerlich nach Ostpreußen kommen. Es ist aber vorzuziehen, nur einen schwebenden Arbeiter zu haben.

Geheimer Regierungsrath Conrad erklärt: Unter den Vorschlägen, die gelten der Minister für Landwirthschaft gemacht hat, ist besonders der betreffend die Konventionen für die Gewerbebetriebe mit Besonderen begründet worden. Der Minister hat diese Bemittelten über ihre Thätigkeit gemacht haben, daß die Thätigkeit der Gewerbebetriebe, Herr von Büchtemann hat darauf aufmerksam gemacht, daß es jetzt schon möglich ist, die Gewerbebetriebe zur Führung von Büchern zu zwingen. Von dieser Verfügung ist die Regierung nicht in Kenntnis gesetzt. Es sind auch die untergeordneten Behörden bereits durch entsprechende Erlass der Minister des Innern und für Handel und Gewerbe angewiesen worden, die bestehenden Bestimmungen scharf zu handhaben und eine strengere Kontrolle zu üben.

Abg. Seer (N.) meint, daß er in seiner sechsunddreißigjährigen Thätigkeit noch niemals einen russischen Arbeiter gebraucht habe. Die Forderungen wollen nicht mehr, sondern sich durch Schneidern und ähnliche Sachen selbst befriedigen. Die Landwirthe können selbst den Arbeitermangel beheben, wenn sie mehr Wohnungen bauen und sich mehr beschäftigte Arbeiter halten. Aber welche Landwirthe sind heute mehr als Arbeiter vor 30 Jahren? Wenn die Leute gut behandelt und unterhalten werden, so bleiben sie auch im Dienste.

Abg. Graf Ballestrem (C.): Es kann mit Verdringung konstatirt, daß fast alle Vorreden den Uebelstand anerkennen haben. Der Vorrede lautet aber: „Es ist ein Uebelstand, wenn die Arbeiter aus dem Osten her kommen, um in den östlichen Provinzen Wohnungen oder Wohnungen gebaut; wir haben lauter vorberathene Arbeiter, und trotzdem ist

der Mangel sehr groß. Die Ausführenden des Vorredes bezogen sich wohl nur auf den Grundbesitz. Der Grundbesitzer kann keine Wohnungen bauen. Die schließlichen Landwirthe halten eine länger dauernde Zulassung der ausländischen Arbeiter für notwendig. Der Minister hat verschiedene Vorreden angeführt, welche getroffen werden sollen. Die meisten dieser Vorreden werden aber erst nach längerer Dauer eine Wirkung ausüben. Die Verlängerung des Termins für die Zulassung ausländischer Arbeiter vom 15. November bis zum 1. Dezember wird nicht helfen. Es ist nicht richtig, einen bestimmten Termin zu bestimmen. Die Zulassung muß sich nach dem Bedürfnis richten, welches nicht an allen Orten dasselbe ist. Die Regierungspräsidenten haben ja einen objektiven Maßstab für die wirtschaftlichen Verhältnisse; aber sie sind auf ihre Räte angewiesen, und diese Räte haben nicht den weiten Ueberblick. Daher kommen dann Entscheidungen zustande, welche die wirtschaftlichen Bedürfnisse des wirtschaftlichen Arbeiters nicht entsprechen. Ich beschäftige Hunderte von ausländischen Arbeitern; aber eine Gefahr für das Deutschtum habe ich nicht entdecken können. Es sind die Arbeiter die darmlosesten Leute, die von Wohlthun keine Ahnung haben; sie arbeiten jede Lage und ruhen, wie es ihnen Gott vorgeliebt hat, in jeder Lage. Es besteht allerdings eine Bewegung in Ostpreußen, die man die großpolnische nennt, die ich eine sozialistische und agrarromantische nennen möchte, der ich ein politisches Wächeltum umgeben ist. In dieser Bewegung beschäftigen sich die ausländischen Arbeiter nicht. Schwebende Arbeiter werden nicht zu uns kommen. Stattdessen wird vielfach im Vergangenen beschäftigt worden; ob sie aber für die Landwirthschaft sich eignen, weiß ich nicht. Mit der Anhebung von Arbeitern wird nicht viel erreicht werden. Denn die Leute werden ihr eigenes Land bebauen, aber nicht werden werden. Die Arbeit wird nicht mehr so dringend bedürftig werden, kommen nicht auf das Land zurück; sie suchen sich durch Betteln und kleine Arbeiten durchzuschlagen. Aber für das platte Land sind sie verloren. Deshalb ist der Rathschlag ein dauernder, gegen den keine Mittel zu denken. Zu der Zeit, als die Grenze nicht durch den Kulturkampf hyposthetisch war, hat man die Freigebung geschaffen, welche uns die schrankenlose Gewerbetriebe, die Freigabe, die Wirtschaft und alle anderen schönen Freiheiten brachte. Es sollen die Rüstungen der Freigabe beibehalten werden. Ohne einen Eingriff in die Freigabe wird die Freigabe der Auswanderer nur eine mangelhafte sein. Aber ich möchte, daß ein ernstes Gespräch erreicht wird. In Schließen hat nicht nur die Landwirthschaft Mangel an Arbeitern, sondern auch die Industrie und namentlich der Bergbau, dessen Förderung gegenüber der Steigerung der industriellen Thätigkeit eine stetig zunehmende ist. Zur Ausfüllung der Hohlräume der Bergwerke werden jedoch nicht ein Arbeiter gebraucht. Man verwendet dazu ganz ausländische Arbeiter. Da diese aber nicht ständig zugelassen werden, so tritt in der Ausfüllung dieser Arbeiter immer eine Pause ein. In dem die Regierung nur bitten, den Wünschen der schließlichen Landwirthe möglichst entgegenzukommen.

Abg. Samula (C.): Man. Sie kommt immer, wenn man den landwirthschaftlichen Verhältnissen des Ostens die Rede ist, mit ganz entgegengesetzten Anschauungen, die ja vielleicht in seinen persönlichen Erfahrungen begründet sein mögen. Wir haben in Schließen ausbreitende Wohnungen, aber sie haben leer, weil wir keine Arbeiter haben. Die vom Minister begründeten Vorreden sind durchaus unzureichend. Wenn das das Ergebnis der Ministerialkonferenz ist, so bedauere ich, daß die Minister sich nicht bessere Informationen geholt haben von erfahrenen Männern, wie z. B. vom Grafen Vallerien. Wenn den russischen Arbeitern die Hilfe bloß bis zum 1. Dezember ausbleiben würde, so würde letzter durch die Zulassung der russischen Regierung eine Verlängerung herbeigeführt werden können. Uebrigens wird die Industrie günstiger behandelt als die Landwirthschaft. Eine Gefahr für den Staat ist nicht vorhanden. Es handelt sich dabei ja nicht nur um politische Arbeiter, sondern auch um Ausländer und Siamen. Mit den schwebenden Arbeitern würde man sich nicht vertheidigen können; da müßte erst schwebend in den Schulen gelernt werden.

Minister v. Hammerstein: Ich habe nicht die Absicht, dem Vorrede einen höheren Begriff von der Thätigkeit des Staatsministeriums beizubringen. Daß die Industrie günstiger behandelt wird als die Landwirthschaft, ist nicht zureichend; die Bedingungen für die Zulassung russischer Arbeiter sind die gleichen für die Industrie wie für die Landwirthschaft. Wenn einmal Arbeiter aus irgend welchen Gründen bei der Industrie länger zugelassen sind, so kann das nur ein Ausnahmefall sein.

Abg. Conrad-Brandenburg (N.): Was den Freieren der östlichen Provinzen an die Arbeiter; jedoch nicht nur. Aus dem Kreise Schwyz sind in einem Jahre über 8000 Arbeiter weggegangen. Deshalb der gute leihenden russischen Arbeiter sind strenge Vorschriften erlassen über die Prüfung ihrer Legitimation, über ihre Unterbringung u. s. w. Die Minister wollen eine Veranlagung, eine Veranlagung der russischen Arbeiter. Derselben Wünsche sind aber größtentheils entgegen, namentlich würde es unmöglich sein, die polnisch-russischen Arbeiter in den östlichen Provinzen festzuhalten; sie würden bei dauernder Zulassung bald weiter nach dem Westen wandern. Die Leute werden bald nicht mehr ruhen, ob sie nach Ausländern sind; sie würden in die Stammtafel aufgenommen werden und schließlich würden wir zu denselben Zuständen kommen, die wir 1885 festgestellt haben. Die ganzen Kosten, welche für die Hebung des Deutschtums in den östlichen Provinzen ausgegeben sind, wären dann verloren.

Abg. von Horn (L.) hält es für bedenklich, russisch-polnische Arbeiter dauernd zuzulassen. Die Sache wäre weniger bedenklich, wenn die großpolnische Agitation nicht vorhanden wäre. Wenn empfohlen eine strengere Kontrolle der Gefindemittel. Ein Mangel an Interesse für die Landwirthschaft sei in der Haltung der Regierung nicht zu erkennen, wenn es auch auswärts erscheinen müßte, daß die Regierung fest erst Berichte einfordert habe, während doch die Berichte seit Jahren nachlässig sein müßten. Derselbe müßte sich über die Frage des Kontrollirungs, die ja eine prinzipielle Frage



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntschloß.

5) Roman von E. v. Wald-Bedtwig.

„Da ist Ihr Schloß!“ rief Ludowica mit einer gewissen Feierlichkeit auf den blauen Flügel zeigend.

„Mein Schloß,“ wiederholte Ralf leise. Wie seltsam es ihm dabei durch die Seele zog. Ludowica betrachtete ihn still; sie hätte den flotten Manenoffizier, der vor wenigen Minuten noch vor Uebermuth überschäumte, beinahe nicht wiedererkannt.

„Hier bringe ich die Schlüssel!“ Archibald kam aus der im Thorwege gelegenen Wohnung des Kastellans mit einem großen, rasselnben Schlüsselbunde; der Kastellan selbst war auf das Feld gegangen. „Das ist der Schlüssel zu dem Haupteingange.“

„Schließen Sie mir mein Heim auf,“ bat Ralf, den Schlüssel in Ludowicas Hand legend. Sie nahm ihn. Warum sollte sie ihn nicht nehmen? Herr von Buntschloß hatte dies mit einem so tiefen Empfinden gesagt, es lag eine so stille Weihe über diesem Augenblick, daß Ludowica gar nicht daran dachte, ihm diese Bitte abzuschlagen. Sie schloß auf, drückte die Klinke nieder und öffnete die schwere eiserne Thür. Ralf machte eine Handbewegung, Ludowica dadurch andeutend, zuerst einzutreten, aber sie schüttelte verneinend den Kopf, und er betrat das Schloß seiner Ahnen, über dessen Räumen noch ein magisches Dämmerlicht lag und aus denen ihm eine dumpfe, beklemmende Luft entgegenströmte. Ralf ging auf den breiten, bunten Marmorfliesen dahin; Ahnenbilder, ernst und schweigend, schauten von den weiß getünchten Wänden fremd zu ihm hernieder.

Ludowica, mit den Räumlichkeiten wohl bekannt, denn der Kastellan hatte sie ihr oft gezeigt, öffnete eine Thür nach der andern, zog die Vorhänge auseinander und riß die Fenster auf. Heller Sonnenschein, frischer Waldesduft strömte herein. Ludowica sog wie ein Licht und Luft spendender Engel von Raum zu Raum, sich dabei ihres Wertes freudig und sich mit stillem Wohlgefallen an Ralfs Gesichtsausdruck weidend. Sichtlich ergriffen sprach er kein Wort.

„Meine Mutter! Ach, meine Mutter!“ rief er plötzlich und sah thränenfeuchten Auges zu einem lebensgroßen Abbilde auf, welches der Thür des letzten Zimmers gerade gegenüber hing: „Ja, so kenne ich sie, so schön, so jung — mit diesem lieben, seltsamen Ausdruck im Gesicht — sie starb sehr früh,“ setzte er zu Ludowica gewandt weich hinzu. „So habe ich sie hier gesehen — in diesem Zimmer — ja — ja — jetzt fällt es wie Schuppen von meinen Augen — dort ihr Schreibpult — hier ihr Nähtisch — da stand ich hinter ihrem Stuhle —“ Ralf gerieth immer mehr in Eifer. „Auch dieser Schrank stand schon hier — da hatte sie die Süßigkeiten verborgen — ach — und ich war diesen geweihten Räumen so lange fern!“

Ralf ließ sich am Fenster nieder, vergeblich versuchend, seiner inneren Bewegung Herr zu werden. Ludowica lehnte regungslos am Schreibtische und sah zu ihm hinüber, während Archibald bald sie, bald seinen Vetter beobachtete.

Da vernahm man in den stillen Räumen langsam näher kommende, sporenflirrende Tritte und bald schlich Fritz Zacher vorsichtig auf den Fußspitzen heran, sich neugierig umsehend.

„Herr Lieutenant — die Pferde,“ sagte er halb laut. „Ja so,“ fuhr Ralf aus seinem Traume auf. „Denruhigen Sie sich deshalb nicht, Herr Vetter, ich werde bestens für sie sorgen,“ fiel Archibald ein. „Kommen Sie,“ wandte er sich an Fritz und verließ das Zimmer, im Fortgehen

bemerkend, daß Ludowica mit sich kämpfte, ob sie ihm folgen solle oder nicht, wobei zartes Roth in ihren Wangen aufstieg. Er war plötzlich zum feinen Beobachter geworden. Warum kämpfte sie? Warum erröthete sie bei dem Gedanken, mit Ralf hier allein zu bleiben, während sie mit ihm — Archibald — doch oft stundenlang an den einsamsten Orten zusammen gewesen war? Sofort gab er sich die Antwort darauf: ihm fühlte sie sich schweherlich verbunden, kein anderes Gefühl bewegte dabei ihr Inneres, während ihr ein Meinsin mit Ralf in einem ganz anderen Lichte erschien.

„Halten Sie mich nicht für gefühllos und zeigen Sie mich nicht des Mangels an Pietät, mein Fräulein, daß ich so lange nicht hier gewesen bin, sondern bedenken Sie, daß ich meine Jugend im Auslande verlebte, daß ich dann durch meine Studien und meinen Dienst gefesselt war — und —“ der ernste Ausdruck seines Gesichtes verlag und es huschte hell wie Sonnenschein darüber, „daß das Leben da draußen in der großen Welt eine magnetische Kraft besitzt, die es einen jungen Mann oft recht energisch fühlen läßt.“

„Das Bestere kann ich nicht beurtheilen, Herr von Buntschloß, denn ich bin noch nicht aus unserer lieben Einsamkeit hinausgekommen, aber ich halte Sie nicht für gefühllos, denn Sie wußten ja gar nicht, welche lieben Erinnerungen hier für Sie erblühen würden und wie schön es bei uns ist.“

„Nein, bei Gott, das wußte ich nicht!“ rief Ralf mit einem Feuer und einem so warmen Blick auf Ludowica, daß diese sich unwillkürlich abwandte.

„Ich möchte meinem Vater mittheilen, daß Sie gekommen sind, Herr Baron,“ sagte sie jetzt, „er wird sich freuen, Sie in diesen Räumen begrüßen zu können!“

„Da komme ich gleich mit!“ Vorausgesetzt, daß Sie mich haben wollen!“ setzte er schnell hinzu.

„Gewiß, sehr gern — aber —“

„Ach, Sie wollen mich doch nicht haben — — sehen Sie —“ sagte Ralf wieder in seinen alten Uebermuth verfallend.

„Sie irren sich, Herr von Buntschloß, aber wollten Sie nicht lieber erst die Frau Baronin im rothen Flügel aufsuchen?“

„Eine Baronin ist auch noch da?“ fragte Ralf erstaunt.

„Die Mutter von Archibald.“

„Nun dann kommen Sie — oder bleiben wir noch hier?“

— Was? — — Plaudern wir noch ein wenig zusammen.

Wie?“ Ralf lachte bei diesem Gedanken über das ganze Gesicht.

„Ich schlage vor, daß wir gehen,“ antwortete Ludowica, indem sie schon voranschritt.

Draußen empfing sie Archibald, welcher die Pferde und Fritz Zacher untergebracht hatte.

„Ich wollte zu Ihrer Frau Mutter, Vetter.“

„Kommen Sie — selbstredend sind Sie unser Gast, bis Sie sich selbst eingerichtet haben.“

„Charmannt, aber wohnen und schlafen möchte ich schon heute bei mir.“

„Ich kann mir das denken, es soll bald Alles in Ordnung sein, das müssen Sie mir überlassen. Es ist fünf Uhr, wir speisen um sechs.“

Beide Vetter schickten sich an, zur Baronin zu gehen.

„Nun und Du, Ludowica?“ fragte Archibald.

„Ich will den Vater benachrichtigen,“ antwortete sie und verabschiedete sich. Doch Ralf bat sie, zu schweigen, er wollte den alten Herrn überraschen.

„Nun komme ich morgen.“

Bei der kränklichen Frau Bernhardine von Buntschloß fühlte sich Ralf wenig behaglich, aber als Mann von Welt und Form gab er sich zwanglos von seiner lebenswürdigsten Seite

set.
in
s zu
angen
benen
Uhr
hellen
mich
ein
sichen
kaner
ortier
mit
der
sah
Mit
ung-
bung
eine
um-
der
känle,
ie die
n von
einer
tären
erick-
enige
atür-
sragt,
Reih'
rom-
Uhr
denn
nend
eine
Kilo-
lange
war
die
Kuppe
rades
stien,
in er-
übrt,
zum
dann
Kuh-
den
eibel,
eines
den
en sie
Con-
laube
eben-
orm,
enugt
t des
ürlich
than,
Fest
i be-
you
eine
ereim-
spech
r den
s ab
eben
Glas
y be-

von
lieb
titell.
fülle
Auf-
dem
Bros-
olo-
angen
legen.
r. 87

und verflochte wiederholt, wie er sich freue, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Im blauen Schloß wirthschaftete indessen der Kastellan, Bug und die Jungfer der Baronin, um einige Zimmer für den so überraschend angelangten Herrn einzurichten. Die Thätigkeit des kleinen Bug war dabei keine große, ihn trieb mehr die Neugier und das Bewußtsein hierher, bei diesem wichtigen Ereigniß mit dabei zu sein. Wie ein graues Wichtelmännchen huschte er bald hier bald dahin, Alles prüfenden Auges betrachtend.

„Einer ist nun da — ja, Einer,“ murmelte er mit starrem Blicke vor sich hin — „aber den Andern finden sie vielleicht auch — — und dann — —“

„Aber Bug, was brummeln Sie denn immer vor sich hin?“ fragte die auch schon älteste Kammerzofe Maria, genannt Niela.

„Ja?“ fuhr der Kleine über diese respektwidrige Art ärgerlich auf und schwebte in ein anderes Zimmer. „Nein, nein, ich erlebe es nicht — und der Baron Archibald auch nicht — aber in dem Buche steht es — ich entsinne mich ganz genau, aber wo? Wo?“ — Nachher — ich hätte ja gleich nachsehen können, der Mensch muß sich an Enthaltbarkeit gewöhnen.“

„Na über den Bug! Sie sprechen wohl mit den Geistern hier in dem alten Schlosse?“ fragte die Jose wieder.

„Willehkt. — Es giebt zwischen Himmel und Erde — —“

„Bug! Bug! Sie können Einen ja ordentlich fürchtlings machen und die Grabesstimme — und die Augen, mit denen Sie das sagen —“ Niela fühlte ein wonniges, angenehmes Gruseln.

„Man soll nur Gott fürchten, Niela, merken Sie sich das.“ Bug gab nun mit seinem Stimmchen, dessen geringe Tragweite er durch möglichste Würde zu erhöhen suchte, einige Anordnungen, nach denen sich Niemand richtete, ging zum rothen Schloß zurück und hatte die Freude, Ralf mitzuhelfen, daß drüben Alles in bester Ordnung sei.

Als er an der Schloßbücherei vorüber schritt, zog ihn jede Faser dorthin, um in der Hauptchronik eine gewisse Stelle aufzuschlagen. „Nein, nein — die Neugier ist Fleisch — folglich sündlich — und die Sünde muß bestruft werden.“ Er ging nicht hinein, sondern stieg in die Schloßküche hinauf, mahnte die alte Köchin, heute ja die Ehre des Hauses zu wahren, eine Ermahnung, welche diese höchst überflüssig und lächerlich fand, und meldete dann feierlichst das Diner, welches um sechs Uhr genommen wurde. Archibald begab sich mit seinem Gast allein zu Tisch, während er sonst mit seiner Mutter an deren Lager zu speisen pflegte.

Ralf kam sich in dem atmofphischen, etwas düsteren Speisesaal wie verzaubert war. Es war Alles so vorweltlich gediegen: die Einrichtung, das schwere Familiensilber, die Porzellane, der alte, kleine Bug, der mit unmaßhaltlicher Grandezza bediente, ja selbst die Gerichte und deren Reihenfolge erschienen ihm anders als auf anderen Gütern. Und dann der Vetter in seiner eigenthümlichen, weichen, etwas salbungsvollen Art, für den die Vorgänge in der großen Welt eine terra incognita zu sein schienen. Seit zehn Jahren war Archibald in keinem Theater gewesen! Wie war das nur denkbar!

„Die Passionsspiele in Oberammergau habe ich mir einmal angesehen und mich sehr daran erbaut.“

„Erbaut hatte sich Ralf nun freilich selten bei einer theatralischen Vorstellung, aber oft genug sehr gut amüfirt oder recht herzlich gelangweilt. „Im — mein Fall wäre diese Art von Vorstellungen nun gerade nicht,“ warf er leicht hin.

„Nun sagen Sie einmal, Vetterchen,“ fragte Ralf, als es dunkelte und sie den Kaffee nahmen, „was fangen wir denn heute Abend an?“

Archibald brachte diese Frage sichtlich in Verlegenheit; er hatte noch nie daran gedacht, am Abend etwas Besonderes anzufangen, es gab ja so unendlich Vieles, womit man sich nützlich beschäftigen konnte.

„Wollen wir vielleicht musizieren?“

„Wu — si — ziren? Ja, wenn Sie —“ Es kam Ralf zu komisch vor, wenn er sich vorstellte, mit Archibald so ganz allein zu Zweien Musik zu treiben.

„Sind Sie nicht musikalisch?“

„Eigentlich nicht, so ein paar Studentenlieder — aber, wie ist es mit einem Stat? Ist denn hier nicht der dritte Mann zu riegen? Der Pastor vielleicht?“

„O nein.“

„Aber auch ein Inspektor; die können doch sonst gut spielen.“

„Nein, nein, ich spiele selbst gar nicht.“
„Wenn Archibald daran dachte, daß er mit einem Inspektor Stat spielen sollte!“

„Ein vernünftiges Wirthshaus ist wohl auch nicht hier, wo man ein gutes Glas Bier trinken kann?“

„Ein unbedeutender Krug.“

„Wissen Sie was, Vetter, wir gehen zu Pastors! Ich will nicht versäumen, den alten Herrn noch heute aufzufuchen,“ erklärte Ralf schnell, als er sah, daß es erkaunt über das Gesicht seines Veters flog, denn dieser fühlte sofort heraus, daß Ralf nicht nur aus Artigkeit für den Pastoren diesen Besuch noch zu so außergewöhnlicher Stunde unternehmen wollte, sondern daß er sich durch Ludowicas Gesellschaft einen angenehmen Abend versprach.

„Gut, gehen wir,“ sagte Archibald nach kurzem Besinnen, nahm auf den Korridor seinen breitrandigen, quätherhaften Hut und einen braunen Lodenmantel um.

„Aber bei dieser Wärme?“ fragte Ralf.

„Ich muß mich ein wenig schonen, Herr Vetter,“ gab Archibald zurück. Beide Herren stiegen die steinerne Wendeltreppe hinunter und verließen das Schloß nach der Gartenseite. Das Dämmerlicht schwebte bereits über dem Park, den Platz, auf dem Archibald so oft im stillen, thätigen Beieinandersein mit Ludowica und seiner Mutter gefessen hatte, umhüllten tiefe Schatten und von der trauten Heimlichkeit, die ihn sonst den Schloßbewohnern und dem Pfarrkinde so lieb machte, war jetzt nichts zu bemerken. Archibald wandte sich ab, ihm war es, als ob er eine liebe Jugendstätte, wo einst das jetzt verlorene Glück wohnte, nach längerer Abwesenheit wieder beträte.

Ralf fragte Dieses und Zenes. Alles, was sich auf das Schloß, seinen Erbauer, die Freiherren und die jetzigen Verhältnisse bezog, wollte er wissen. Archibald gab ihm die genaueste Auskunft, er hätte sich keinen besseren Lehrmeister wünschen können, und so erreichten sie die Pforte, welche zum Pfarrgarten führte, überraschend schnell.

„Da sind wir,“ sagte Archibald, indem er das Thürchen öffnete.

„Und da ist das Fräulein!“ entfuhr es Ralf, auf Ludowica deutend, welche, ein liches Tuch um den Kopf geschlungen, mit einem andern weiblichen Wesen nahe dem Zaun stand und die Erdbeeren begoß, die auf den seitlich der Blumenrabatten gelegenen, viereckigen, regelmäßigen Beeten frisch gepflanzt waren. Als sie die Herren kommen sah, hielt sie in ihrer Beschäftigung inne.

„Welche unverhoffte Freude!“

Ein halb unterdrückter Schredensruf erklang dagegen aus dem Munde der neben ihr stehenden, schier endlos langen, mageren Gestalt.

„Herr Ralf von Bunttschloß, meine Tante Beate,“ stellte Ludowica vor.

„Sehr angenehm, wirklich — — sehr — — sehr angenehm,“ stotterte das alte Fräulein, wobei es in dem sicheren Gefühle, daß sie Ursache hatte, irgend Etwas an ihrem Anzuge fremden Männeraugen zu verbergen, an sich herumspulte und ihr Umschlagetuch fester zusammenzog.

„Nicomemus bei der Nacht, entschuldigen Sie, meine Damen, aber ich konnte es mir nicht versagen, unsern verehrten Herrn Pfarrer noch heute Abend zu begrüßen,“ entgegnete Ralf.

„Ich werde es ihm gleich — —“ weiter kam Tante Beate nicht, denn froh einen Grund gefunden zu haben sich zu entfernen, trat sie schon — — Ralf staunte, es sah aus, als ob sie auf Stelzen ginge — — mit einem einzigen Schritt über die Rabatte und steuerte wie eine Fregatte dem Hause zu. Das Zweiflicht ließ sie noch größer und hagerer erscheinen, als sie es in Wirklichkeit war.

„E — — ma — — nuel! E — — ma — — nuel!“ rief sie in das Arbeitszimmer des Pastors hinein.

„Was ist Dir, Tante Beate? fragte Herr Carsten erschrocken von seiner Arbeit aufblickend.

„Der — — der — — junge, blaue Baron — — Tante Beate war ganz außer Fassung — — ist — — ist da.“

„Aber Beate!“ fuhr der Pfarrer vorwurfsvoll auf. „Er ist ein Mensch wie wir auch!“

„Ja — — aber — — noch — — so spät — — und wie sehe — — ich aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Cit
uns g
Boden
stande
Land
lebten
„Arta
Auch
Welt,
man
leben,
und n
mir i
Schid
Eisen
Gried
Fremd
dieselb
gierun
beeint
über i
und n
komme
Dtran
Wettel
difi v
Schaf
gar n
Neise
Beanu
Räum
diesem
Mr. C
spiel f
Frank
ich bis
griech
daran,
Land h
erhalt
Wergel
Kriege
Flotte
Augen
Zindat
Neise
pflugu
Kellne
und h
nach i
wo St
heute
Kavall
mit J
weber
keine
worden
kam.
Namen
spricht
Griech
einem
an ein
aufman
gemad
Dffizi
wird i
„Das

Ein Reisebrief aus Griechenland.

Von einem hochgeschätzten Freunde der „Hall. Ztg.“ wird uns geschrieben:

Als ich vor nummehr 31 Jahren zum ersten Male den Boden Griechenlands betrat, es geschah das während des Aufstandes der Insel Kreta, da fand ich das unglückliche, schöne Land in einer Gährung vor, etwa 40 000 geküchtete Kretenser lebten damals in Griechenland, in Syra lag der Blockadenbrecher „Artablon“ und am politischen Horizonte standen Gewitter. Auch heute finde ich eine gewisse Gährung in der griechischen Welt, wiederum leben etwa 25 000 Kretenser in Griechenland, man sieht sie am Phaleron und in Piräus herumlungern, sie leben, ohne zu arbeiten, von der Unterstützung der Regierung und wohnen in den Schulen, aber die heutige Gährung scheint mir doch eine Wandlung zum Besseren anzudeuten. Alle Schichten der Bevölkerung sind davon durchdrungen, daß Fehler und Verschuldungen gut gemacht werden müssen. In dem Eisenbahnzuge von Patras nach Athen machten sich drei Griechen mit mir bekannt, sie theilten ihre Mäherereien mit dem Fremden und sagten unter Anderem: „Wir haben noch immer dieselben Sympathien für die Deutschen, der Streit der Regierungen darf unser persönliches Verhalten zu einander nicht beeinträchtigen.“

Die Fahrt von Patras, einer lebhaften, schmucken Stadt, über Argon, Korinth, Megara und Eleusis ist wunderbar schön und wird mir unvergeßlich bleiben, obwohl ich, von Ancona kommend, die herrliche Gegend von Castellamare, Pescara und Orano bis Brindisi soeben bewundert hatte. Italienische Bettelerei ist ja genugsam bekannt, aber es sollte mir vor Brindisi vorbehalten bleiben, von dem uniformirten Eisenbahnschaffner angebettelt zu werden, ich hatte den Mann bis dahin gar nicht gesehen und war ihm gar keinen Dank schuldig; mein Reisegefährte, Hofrath S., war ganz entsetzt über einen solchen Beamten.

Das Grand Hotel des Indes in Brindisi hat prachtvolle Räume, aber die Rechnung war so gepfeffert, daß ich vor diesem Hotel warnen und das unscheinbare Hotel d'Europe des Mr. Grapja empfehlen muß. Der Kellner forderte zum Beispiel für zehn Cigaretten der Sorte Elena (Dresden) einen Frank und sechzig Centesimi. Weber in Patras noch in Athen bin ich bisher übervorteilt worden, ich glaube, nur das Gesindel der griechischen Bootsleute und Händler von Korfu ist schuld daran, daß diejenigen Reisenden, welche nur flüchtig Griechenland berühren, über die Griechen eine ganz irrige Meinung erhalten. Dazu kommen dann freilich noch die bekannten Vergehungen der griechischen Regierung und die Spuren des Krieges, die man zum Beispiel in dem von der griechischen Flotte ganz zwecklos zerstörtem Sta Quaranta in Epirus vor Augen hat.

Der Lloyd-Dampfer „Venus“, auf dem ich mit Paul Lindau und dem Professor von Scala, meinem lebenswürdigen Reisegefährten, nach Patras fuhr, ist ein alter Kasten, die Verpackung war recht mäßig, und es fehlten deutschsprechende Kellner. In Athen wurde ich vom General Kofits empfangen und speiste bei demselben mit Paul Lindau, den wir am 11. April nach dem Piräus begleiteten. Wir fuhren in einem Brougham nach Phaleron und man zeigte mir die Stelle an der Straße, wo Karbitzi auf den König geschossen hatte; da S. M. auch heute hierher zu fahren beabsichtigte, so war eine Kette von Kavallerie-Bedetten ausgestellt worden, das ganze Gebäude war mit Infanterie und Kavallerie besetzt, eine Maßnahme, die mir weber würdig, noch praktisch, sondern nur lächerlich erschien.

Der griechische General Smolenski, der seine Pflicht, aber keine Großthaten gethan hat, ist der Liebling des Volkes geworden, das wenigstens Einen haben möchte, an den es glauben kann. Sein Bild prangt auf den illustrierten Postkarten, seinen Namen findet man auf den Schildern der Kaffeehäuser. Man spricht noch viel vom Kriege und vergleicht die Niederlage Griechenlands mit derjenigen Frankreichs im Jahre 1870. Bei einem solchen Gespräche erinnerte mich ein griechischer Offizier an einen Besuch, den ich im Jahre 1867 im Piräus mit ihm zusammen den Offizieren des französischen Kriegsschiffes „Catinat“ gemacht hatte. Am Bord frug mich ein französischer Marine-Offizier: „Wenn Frankreich und Preußen Krieg führen, wer wird nach ihrer Ansicht siegen?“ — Ich soll geantwortet haben: „Das weiß ich nicht, Jeder soll auf den Sieg hoffen!“ — Der

französische Seemann hat sich später an meine Worte erinnert und sie in einem Briefe nach Athen erwähnt, ich selber hatte das Gespräch vergessen.

Wir haben jetzt Fastenzeit in Athen, die Familien scheinen dieselbe sehr streng zu halten, in den Hotels findet man aber Alles, was der Magen begehrt; die Cafés sind voll von Offizieren und die Damen promeniren, aber sie zeigen keine klassische Schönheiten, denn die Athenerinnen sehen wie hübsche Jüdinnen aus, nur die schlanken, stolzen Gestalten der Bewohner von Megara, die inmitten albanesischer Mäßen sehr auf ihre Abstammung halten, können an das Alterthum erinnern.

Das Leben in Athen ist gut und sehr billig, in den Restaurants speist man vortrefflich, Trinkgelber sind nicht üblich; ich zahlte z. B. heute im Hotel Victoria für ein Dejeuner, bestehend aus zartem Lambraten mit Artischocken, Beefsteak mit Bratartoffeln, sehr schönen Käse und einer halben Flasche des vorzüglichsten Weines nur 2,95 Drachmen Papiergeld. Das Mittagessen, bestehend aus frischen Hummern mit Kapern und Del, Braten mit Spinat und Kartoffeln, Dessert, einer halben Flasche Wein und Kaffee kostete 3,05 Drachmen Papiergeld.

Am Nachmittage besuchte ich die Akropolis und hatte das Glück, die Metopen des Parthenon aus allernächster Nähe bewundern zu dürfen, denn wir besaßen mit besonderer Erlaubniß des Herrn Philios das große Holzgerüst, welches mit 64 Stufen zur Höhe der Metopen führt, und welches für die Arbeiten an einer Säule nöthig geworden ist; den besten Erklärer hatte ich als lebenswürdigen Führer an meiner Seite. Auf dem Rückwege traf ich den früheren Kriegsminister Tamados, der mir erzählte, daß er noch im Besitze meiner Photographie aus der Lieutenantzeit sei.

Dann ging es zu dem prächtigen Klub der Gesellschaft Barnassos, wo die Herren Professoren Lambros uns lebenswürdig empfingen, und ich in dem Herrn Theophilas, Direktor des polytechnischen Schule, einen alten Bekannten fand. Wir besichtigten die Volksschule im Parterre, und ich freute mich über die Disziplin der Schüler, die sich bei unserem Erscheinen blitzschnell erhoben und militärisch grüßten. Am Abend sahen wir aus der Loge der Bürgermeisterei die Generalprobe eines sehr großen musikalischen Vereins im Theater. Der Musikmeister sang, rief und geberdete sich wie ein Verweiser, er war aux cent coups, wie man in Halle in der Berlitz-school sagen würde.

Zum Osterfeste fahre ich mit dem Extrazuge nach Megara, um den antiken Rhomaita-Tanz der Frauen zu sehen, und dann nach Missolonghi und per Wagen nach Agrinion in das Waldparadies von Narnanien. B.

Allerlei.

Wie Hansens Schiff „Fram“ aus dem Polareis herankam. Der Erzählung „Wir Framleute“ von Nordahl, die mit Lieutenant Johannsens Bericht „Nansen und ich auf 86° 14“ den Inhalt des soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Supplementbandes zu Nansens „In Nacht und Eis“ bildet, entnehmen wir folgende Schilderung der Befreiung des wackern Schiffes „Fram“ aus der nördlichen Eismasse: Eine von uns am 19. Juli angestellte Beobachtung zeigte, daß wir uns auf 82° 51' nördlicher Breite befanden. Wir beschloßen, das Eis jetzt zu forciren, wenn es sich machen ließe. Als sich später am Vormittag der Nebel verzog, fanden wir auch eine Oeffnung, durch die wir uns hindurchzwängen konnten. Mehrere Tage blieben wir bei dieser Art des Vordringens. Einige Stunden lang kamen wir langsam und allmählich vorwärts, dann aber zog sich das Eis wieder dicht und fest zu einem ununterbrochenen Wall zusammen. Wir mußten also wieder Halt machen und warten, bis es von Neuem looser wurde und sich ein wenig theilte.

Es kamen Tage, an denen wir wohl acht bis zehn Mal floppten, gingen und wieder floppten. Ebensovienig hielten wir immer direkt südlichen Kurs. Ach nein! Auf der Karte sah unwer Kurs ungefähr aus wie die Fußspuren der Hunde in frisch gefallenen Schnee: er bewegte sich im Zickzack. Aber vorwärts kamen wir doch, wenn auch auf Umwegen.

Am 27. Juli passirten wir auf diese Art den Breitengrad, den Nordenskjöld seiner Zeit in offenem Wasser erreicht hatte. Wir waren noch immer von dichtem Packeise umgeben. Es war also klar, daß die Eismassen sich in diesem Jahre bedeutend weiter nach Süden erstreckten, als sie es sonst vielleicht zu thun pflegten.

Das Wetter war äußerst unangenehm; wir hatten unausgesetzt Regen und Schnee, und das Thermometer stand ungefähr auf 0°. Wir hätten unseren früheren arktischen Winter entschieden vor-

gezogen. Auch der Winter war ungünstig. Er preßte die Eismassen um uns herum so zusammen, daß nicht einmal eine Mücke hätte hindurchschlüpfen können, viel weniger die „Fram“. So ging es Tag für Tag.

Was bisher auch seinen Theil dazu beigetragen hatte, uns die Beurtheilung der Größe des uns umspannenden Eisgürtels, durch den wir uns hindurch zu kämpfen hatten, zu erschweren, war das neblige, trübe Wetter. Am 12. August Nachmittags verzog sich jedoch endlich der Nebel, und wir glaubten, im Süden das blaue Meer zu erblicken. Doch ganz konnten wir uns nicht darauf verlassen, daß unsere Augen uns nicht getäuscht hätten, dazu war die Luft nicht klar genug. Das Blaue konnte eine größere offene Stelle, es konnte aber auch das Meer sein.

Und es war das Meer!

Als wir, die wir gleich darauf die Wache ablösen sollten, am Morgen des 13. August gegen 4 Uhr unser erstes Frühstück einnahmen, hörten wir die Wachtabenden in ein donnerndes Hurrah ausbrechen. Und gleichzeitig merkten wir, daß das Schiff mit einem Mal eine ganz andere Bewegung angenommen hatte als die bisherige schrammende, die wir nur allzu gut kannten. Wir vergaßen das Essen und alles Andere und stürzten auf Deck.

Hip, hip, hip! Hurrah, Hurrah, Hurrah!

Ja, wohl konnten wir jetzt Hurrah rufen, daß es weithin schallte! Denn dort, hinter uns, lag der Eisgürtel, und um uns herum tauchten die frischen Wogen des Eismeers und schäumten munter um den Bug der „Fram“. Und die „Fram“ schaukelte sich so wohlgefällig, als begriffe sie das Vergangene. O, dieser Jubel! Wie Berrückte rannten wir hin und her und wußten vor Freude nicht, auf welchem Fuße wir stehen sollten. Selbst die, welche sich früher den trübsten, düstern Stimmungen am meisten hingeeben hatten, sahen auf einmal aus, als wären ihre Gesichter wie von einer Festillumination erhellt.

Schnell luden wir die Kanonen und sparten wahrlich nicht am Knalleffekt. Wir fanden den hinter uns immer mehr verschwindenden Eismassen einen so donnernden Abschiedsgruß zu, daß uns die Ohren summten. Dann schickte der Koch sich sofort an, uns ein dem Anlasse entsprechendes Feilfrühstück zuzubereiten. Bier und Brantwein hatten wir ja nicht, nicht einmal Kaffee, da der letzte Rest unseres Kaffeevorraths leider schon früher draufgegangen war und wir uns am Morgen des letzten Johannisfestes die letzte Tasse des göttlichen Tranks zu Gemüthe geführt hatten. Es wurde also nicht, was man daheim „ein recht opulentes Dejeuner“ nennen würde, aber wohl nie hat an Bord der „Fram“ eine mehr aus dem Herzen kommende Fröhlichkeit geherrscht, als an diesem Frühstücksfeste.

Es war ein eben so eigenthümliches wie wunderbares Gefühl, immer wieder die Bewegungen der „Fram“ mitzumachen, je nachdem sie sich auf die Seite legte oder ein wenig stampfte, und dann, zu wissen, daß wir unsern Kurs richten konnten, wohin wir wollten. Wir schienen es anfänglich gar nicht glauben zu können. Aber es war so, es war wirklich so!

Wir richteten nun den Kurs auf Land in südsüdöstlicher Richtung. Schon um 7½ Uhr Morgens bekamen wir ein Segelschiff in Sicht. Es hatte uns gleichzeitig bemerkt, legte das Ruder bei und steuerte auf uns zu. Als wir einander nahe genug waren, zeigte es sich, daß es ein norwegischer Walfischfänger war, die Galeote „Söstrene“ aus Tromsø. Um 8½ Uhr konnten wir einander mit der Flagge begrüßen, ein Gruß, den wir von der „Fram“ mit zwei donnernden Kanonenschüssen begleiteten und der auf dem Walfischfänger mit einem herzlichen Hurrah aus 15 oder 16 kräftigen Reblen beantwortet wurde. Dieses Hurrah war zugleich der erste Laut menschlicher Stimmen, der, mit Ausnahme unserer eigenen, seit über drei Jahren unser Ohr traf. Wir alten, verhärteten Männer waren deshalb auch so gerührt davon, daß uns die Thränen in die Augen traten.

Ein neuer **Witz** **Mark Twains** macht jetzt in ausländischen Blättern die Runde. Bei einem Essen, das dem beliebten Schriftsteller zu Ehren füglich gegeben wurde, machte dieser ganz gegen seine sonstige Gewohnheit einige Bemerkungen, über deren köstlichen Humor die Anwesenden bis zu Thränen lachen mußten. Da erhob sich ein gewisser Mr. Coarts, ein Rechtsanwalt, der in dem Hufe steht, die Kunst des „Aufpensens“ seiner Auftraggeber in ganz hervorragender Weise zu verstehen. Beide Hände tief in die Taschen seiner Beinkleider vergrabend, meinte der Jurist lachend: „Fällt es den geehrten Herrschaften nicht als eine große Seltenheit auf, daß ein Humorist mit der Feder auch in Gesellschaft Witze reizen kann?“ Mark Twain wartete geduldig, bis das allgemeine Lachen, das diesen geistreichen Worten folgte, einigermaßen verhallt war, dann kam es langsam und pathetisch von seinen Lippen: „Und dürfte es den geschätzten Anwesenden nicht als etwas besonders Merkwürdiges auffallen, daß ein schneidiger Rechtsanwalt auch mal seine Hand in seinen eigenen Taschen hält, anstatt in denen anderer Leute?“

Eine **amerikanische Truppenrevue**. Aus New-York erhält der „Hamb. Correze“ folgende drahtliche, unter den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt interessante Schilderung einer amerikanischen Truppenrevue: „Review by Colonel X. . . Rgt. X. (retired)

wednesday 8.30 p. m. in the Armory of the Rgt. X. . . Street.“ Diese Anzeige im „New-York Herald“ veranlaßte mich, Einblick in die militärischen Verhältnisse des freien Landes Uncle Sam's zu nehmen. Von meiner Dienstzeit her gewohnt, militärische Uebungen mit angelegter Minute beginnen zu sehen, und um von dem erhabenen Anblick einer amerikanischen Parade nichts zu verlieren, war ich 8 Uhr 30 Minuten präzis an dem Eingange der Armory. Schnellen Schrittes durchschritt ich den Vorraum der Kaserne und sah mich plötzlich einer Barriere gegenüber, die ich passieren wollte, als ein Portier mir ein „ticket please“ zurief. Tickets bei einer öffentlichen Parade, das war mir neu, aber: „don't care“, wie der Amerikaner sagt. Ich zahlte also meinen Obulus und passirte den Portier der Kaserne. Programme sind frei in Amerika, ich nahm mir also ein freies Programm und erwartete, ein Verzeichniß der Uebungen darauf zu finden. — Du ahnst es nicht — äußerlich sah die Karte militärisch aus, innen fand ich eine Tanzkarte. Mit amerikanischem Gleichmuth fand ich mich auch in diese Ueberraschung, ohne eine Miene zu verzeihen, und sah mir nun meine Umgebung etwas näher an. Der Raum, wo die Parade stattfand, war eine immense Halle, mit Parquetboden belegt, im ersten Stock mit umlaufender Gallerie. Zu ebener Erde mündeten die „Stuben“ der Mannschaften und an den Seiten der Halle sind die Gewehrstände, Gemehre von anno Befreiungskrieg enthalten. Auf der Gallerie die Damen in schönem Kranz, in wundervollen Toiletten und Hüten von ungeheurer Größe und Farbenpracht, die selbst den Reiz einer Pariserin erregt hätten. Das ganze Regiment ist aus Volontären zusammengesetzt, was man bei folgender Schilderung zu berücksichtigen hat. Die Soldaten üben einmal wöchentlich wenige Stunden, das genügt dem Patriotismus der Amerikaner — natürlich abgesehen von den wenigen regulären Truppen. Wie gesagt, erwartete ich einige Minuten nach 8 Uhr das Regiment in Reih' und Glied zu finden, aber weit gefehlt. Um 9 Uhr fingen die Trompeter an, ihre Lungen für die Signale zu prüfen, und um 9 Uhr 15 Minuten schien das Signal „Angetreten“ gebläsen zu sein, denn nach weiteren 15 Minuten hatten sich die Kompagnien anscheinend aufgestellt und schienen in Richtung sein zu wollen, eine Richtung, bei welcher mein seltsamer Hauptmann trotz seiner 100 Kilogramm, glaube ich, noch Rad geschlagen hätte. Eine Schlange könnte man als Lineal bei dieser Richtung benutzt haben! Ich war auf Aeußerungen der Unzufriedenheit gefaßt, aber keine Spur, die Herren Offiziere waren zufrieden, und alsbald setzte sich die Truppe nach den Klängen des „Doppeladlers“ in Paradeordnung. Paradesmarsch, du Stolz aller Offiziere und Schrecken aller Mannschaften, hier hätte selbst einer unserer „Jammerlappen“ noch Vorberer erungen. In wüstem Chaos wurden einige Schwenkungen vollführt, bei welchem die Offiziere an den Ecken vom inneren Flügel zum äußeren liefen oder umgekehrt — ein erhabener Anblick. Dann wurden die Offiziere gerufen, und mit Drehungen auf den Fußspitzen nach Pose 3 bei Lanzmeiler Knoll schwirrten sie an, um den Colonel retired abzuholen, der von seiner Loge aus in Zivil gekleidet, dem Zuge der Offiziere entgegen ging und sie durch Küffen seines Cylinders begrüßte. Der Kommandeur des Regiments nahm den Colonel zur Rechten und, gefolgt von dem Offizierskorps, schritten sie die Front ab, nicht aber etwa die Leute musternd, sondern in Conversation miteinander. Zu tabeln wäre an den Burschen auch, glaube ich, nichts gewesen, den Drill ausgenommen, aber der ist ihr Lebenssache. Die Leute tragen alle blitzblanke Lackstiefel und Extraintorm, die nur in geschlossenem Raum getragen, im Freien aber nicht benutzt wird und deshalb sehr gut ausah. Selbste tragen sie nach Art des alten hamburgischen Bürgermilitärs. Die Besichtigung fiel natürlich großartig aus und der Colonel retired hatte seine Schuldigkeit gethan, wofür ihm von Seite der Damen reichlicher Applaus wurde. Jetzt sah sich der Kommandeur veranlaßt, eine Ansprache an sein beliebtes Regiment zu halten, und begann: „Gentlemen, I hope you will agree with me!“ Man denke sich einen preussischen Offizier seine Rekruten mit: „Meine Herren, ich hoffe, Sie werden mit mir übereinstimmen“ anreden!!! Nachdem er auch dann für seinen Speech über lebhaften Beifall quittirt hatte, trat das Regiment unter den Klängen des in mehlfackartige Gewänder gehüllten Musikkorps ab und die Damen traten in ihr Recht des Tages, mit einem beliebten Two steep beginnend. Ich verließ die Armory und trank ein Glas Whisky auf das Wohl der guten deutschen Disziplin und ganz beruhigt über die Zukunft Spaniens.

Vom Büchertisch.

— Von Julius Stettenheim erscheint im Verlage von Max Simson, Charlottenburg, ein überaus lustiges Buch „Das Lied von der verfunkenen Glocke und andere Parodien“ betitelt. Der beliebte Humorist bringt mit seinem neuen Werk eine Fülle origineller Gedanken und geistreicher Satiren, die sicherlich Aufsehen erregen werden. Aus dem reichen Inhalt werden neben dem „Lied von der verfunkenen Glocke“ besonders die eigenartigen Parodien „Barlaamismus im Thierreich“ und „Don Carlos als Solo-Luitspiel“ die Sympathien des Publikums erregen. Bestellungen auf diese interessante Novität nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

Die Behandlung des Weizens im Frühjahr.

Von R. Kehlde-Eismannsdorf.

Es ist eine wohl überall verbreitete Sitte, den Weizen im Frühjahr, sobald der Acker abgetrocknet ist, zu eggen. Man bezweckt damit, die durch das Winterwasser gebildete Kruste zu zerreißen, um der Wärme und der atmosphärischen Luft Zutritt zu den tieferen Bodenschichten zu verschaffen. Ferner will man das schon aufgegangene oder noch im Keim liegende Unkraut möglichst zerstören, um den Weizenpflänzchen eine günstige Entwicklung zu verschaffen.

Wird das Definieren des Bodens zur richtigen Zeit veräußt, so bildet sich besonders auf schwerem Boden eine Kruste, welche so stark und hart wird, daß späterhin ein Bearbeiten mit der Handhabe, wenn nicht Regen eintritt, unmöglich ist. Bei reichlicher Anwendung von Chilesalpeter, wie sie ja jetzt fast allgemein üblich ist, findet dies in erhöhtem Maße statt, und fliehet der Acker so zusammen, daß er wie man landläufig sagt, wie eine Scheuenteime wird.

Durch das Eggen wird nun der oben angegedeutete Zweck recht unvollkommen erreicht. Setzt man dasselbe wiederholt so lange fort, bis jede Stelle des Planes, auch die tiefer liegenden, von den Zähnen der Egge getroffen sind, so wird theilweise der Weizen an den höher gelegenen Stellen herausgerissen sein, da sich naturgemäß der feste Rahmen der Egge den Unebenheiten des Bodens nicht anpassen kann. Namentlich tritt dieser Uebelstand hervor, wenn der Acker von verschiedener Bodenbeschaffenheit ist, d. h. wenn er härtere und weichere Stellen zeigt. Auf Ersterem ist der Strich der Egge kaum zu sehen, während sie bei Letzterem bis an die Balken hineinsinkt und natürlich den Weizen mit herausreißt.

Geradezu verhängnißvoll kann der Gebrauch der Egge werden in Jahren, in denen der Stand des Weizens durch Auswintern dünn geworden ist. Erfahrungsgemäß geschieht das Auswintern dadurch, daß die Wurzeln der Pflänzchen vom Frost in den unteren Bodenschichten festgehalten werden, während sich die obere Bodenschicht bei Thauwetter hebt und die Wurzeln abreißt. Die Weizenpflänzchen, welche auf einem durch Auswintern mitgenommenen Plane noch stehen, wurzeln meistens in der allerobersten Schicht des Bodens, sie werden also durch die geringste Gewalt aus dem Acker gerissen und sind nicht im Stande, den scharfen Zähnen der Egge zu widerstehen.

Um all' diesen Nachtheilen zu entgehen, hat der Verfasser ein Instrument konstruirt, welches während zweier Jahre sich ausgezeichnet bewährt hat. Man denke sich an dem Stiel eines Hackmaschinenmessers statt der Schneide eine Platte befestigt, in die 3 Eggenzähne (etwas nach vorn gebogen) eingeschraubt sind. Dieselben sind unter dem Namen Getreide-Hackzähne beim Schlossermeister Franz Kohl in Niemburg und auf der Central-Ankauffstelle zu Halle a. S. zu haben und können für jedes Hackmaschinen-System passend hergestellt werden.

Die Vortheile dieses Instruments sind folgende:

1. Ein besseres Zerleinern der Ackerkrume in Folge der eng zusammenstehenden feinen Zähne.
2. Ein viel intensiveres Lockern des Bodens und Zerreißen der Kruste auch an den tiefer gelegenen Stellen, weil sich die beweglichen Hebel der Hackmaschine jeder Unebenheit des Bodens anpassen; daher auch fast vollständiges Vertilgen des Unkrautes.
3. Bedeutende Erparniß an Zugvieh. (Zwei Ochsen eggen doppelt täglich 10 Morgen. In der Hackmaschine schafft ein Ochse bis 20 Morgen täglich.)
4. Schonung jeder einzelnen Getreide-Pflanze, weil der Hackzahn nur zwischen der Drillreihe arbeitet.

Auch in anderer Beziehung leisteten die Hackzähne gute Dienste. So habe ich dieselben, stumpf gestellt, auch zum Hacken von Sommergetreide benutzt, namentlich aber haben sie sich bewährt, wenn ein Regenguß ein frischgehacktes Stück festgeschlagen hätte, so daß das Unkraut wieder anwachsen konnte. Ein Durchziehen mit den Hackzähnen macht den Boden wieder locker, legt die Wurzeln des Unkrautes bloß und verhindert ein Hartwerden des Ackers.

Auch Rübenpläne habe ich so bearbeitet, wenn die Rübenpflänzchen noch zu zart waren, um die Hackmaschinenmesser anzuwenden.

Zum Unterbringen von Kleesamen auf Getreideplänen ist kein Instrument so zu empfehlen, wie diese Hackzähne.

Aus allen oben angeführten Gründen glaube ich, meinen Berufsgenossen das einfache Geräth empfehlen zu können und rathe, sich wenigstens ein Stück (Preis 2 Mark) kommen zu lassen, um Versuche damit zu machen.

Die Ergebnisse der letzten Viehzählung in Preußen und Waldeck.

Am 1. Dezember v. J. hat im Deutschen Reich die vierte Viehzählung stattgefunden. Dieselbe hatte zum ersten Male einen kleineren Umfang, der sich nur auf die Pferde, Rinder, Schafe und Schweine — unterschieden nach je zwei Altersgruppen — erstreckte. Für Preußen erfuhr diese Zählung jedoch zu Landeszwecken eine Erweiterung dahin, daß auch die Zahl der viehbesitzenden Haushaltungen sowie die der Ziegen, Gänse, Enten und Hühner ermittelt wurde. Außerdem erfolgte noch eine Theilung der ½ und mehr Jahre alten Rinder in ½ bis noch nicht 2 Jahre altes Jungvieh einerseits sowie in 2 Jahre und darüber altes Vieh andererseits.

Fast man die Ergebnisse dieser Aufnahme in das Auge, so überrascht es bei den Zahlen für den ganzen Staat zunächst, daß während des Jahresrücktes 1892/97 die Vermehrung der Viehstände mit Viehstand mit derjenigen der viehbesitzenden Haushaltungen nicht gleichen Schritt gehalten hat. Letztere stiegen nämlich um 428 311 oder 12,99, erstere aber nur um 243 256 oder 9,60 vom Hundert, während sie von 1883—1892 um bezw. 5,46 und 5,16 Hundertstel, also sehr gleichmäßig, zunahmen. Die Ursache ist in der diesmaligen Ausdehnung der

Erhebung auf das Federvieh zu suchen. Will man die Bewegung des Viehstandes selbst während der verfloffenen fünf- und zwanzig Jahre erfassen, so muß man die Hauptzahlen jener vier Viehzählungen nebeneinander stellen, wobei der Viehstand Posen's dem preussischen hinzugerechnet wird. Hierbei ist daran zu erinnern, daß die Zählungen von 1873 und 1883 je am 10. Januar, die von 1892 und 1897 je am 1. Dezember stattfanden. Diese und spätere Vergleichen müssen allerdings das Geflügel außer Betracht lassen, welches vor 1897 in Preußen noch niemals erhoben worden ist.

Es betrug nun die Gesamtzahl:

der	1873	1883	1892	1897
Pferde . . .	2 282 435	2 417 367	2 653 661	2 808 419
Rinder . . .	8 639 514	8 737 641	9 871 521	10 552 072
Schafe . . .	19 666 794	14 752 328	10 109 594	7 859 000
Schweine . .	4 294 926	5 819 136	7 725 601	9 390 231
Ziegen . . .	1 431 461	1 680 686	1 964 130	2 164 425
Gänse . . .	—	—	—	3 786 144
Enten . . .	—	—	—	1 564 109
Hühner . . .	—	—	—	31 120 771

Es vermehrten (+) bzw. verminderten sich (-) sich also überhaupt

die	von 1873 bis 1883		von 1883 bis 1892	
	um Stück	um Hunderttheile	um Stück	um Hunderttheile
Pferde	+ 134 982	+ 5,91	+ 236 294	+ 9,77
Rinder	+ 98 127	+ 1,14	+ 1 133 880	+ 12,98
Schafe	- 4 914 466	- 24,99	- 4 642 734	- 31,47
Schweine	+ 1 524 210	+ 35,49	+ 1 906 465	+ 32,76
Ziegen	+ 199 225	+ 13,45	+ 283 444	+ 16,86

die	von 1892 bis 1897		von 1873 bis 1897	
	um Stück	um Hunderttheile	um Stück	um Hunderttheile
Pferde	+ 154 758	+ 5,83	+ 525 984	+ 23,04
Rinder	+ 681 151	+ 6,90	+ 1 913 158	+ 22,14
Schafe	- 2 250 498	- 22,26	- 11 807 698	- 60,04
Schweine	+ 1 664 630	+ 21,55	+ 5 095 305	+ 118,64
Ziegen	+ 200 295	+ 10,20	+ 682 964	+ 46,10

Mithin zeigt sich, abgesehen von den Schafen, wiederum ein namhafter Fortschritt beim Viehstande des gesammten Königreichs. Derselbe beträgt für die Schweine über ein Fünftel, für die Ziegen über ein Zehntel, für die Rinder fast ein Viertel, für die Pferde ein Siebzehntel der fünf Jahre vorher ermittelten Gesamtzahl. Nur die Schafe weisen abermals einen beträchtlichen Rückgang auf, und zwar um reichlich ein Fünftel; durch die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse begründet, wird er voraussichtlich noch eine geraume Zeit andauern. So bedauerlich diese Wahrnehmung sein mag, darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß durch die gesteigerte Haltung namentlich von Schweinen sowie auch von Rindern, zu welcher sich unsere Landwirthe wegen des gewaltigen Sinkens der Wollpreise und der unausgesetzten Verminderung der Weidenflächen genöthigt sehen, jener Ausfall weit mehr als ausgeglichen wird. Da es sich bei der zweiten Zahlenübersicht jedoch um einen fünfjährigen und zwei zehnjährige Zeiträume handelt, ist ein voll zutreffendes Urtheil nur an der Hand von Jahresmitteln möglich. Die durchschnittliche jährliche Zu- (+) bzw. Abnahme (-) belief sich auf Stück

bei den	von 1873 bis 1883		von 1883 bis 1892		von 1892 bis 1897	
	von 1873 bis 1883	von 1883 bis 1892	von 1892 bis 1897	von 1873 bis 1883	von 1883 bis 1892	von 1892 bis 1897
Pferden	+ 13 493	+ 23 629	+ 30 962	+ 21 039	+ 9 813	+ 113 388
Rindern	+ 491 447	+ 464 273	+ 450 100	+ 472 308	+ 152 421	+ 190 647
Schafen	+ 19 923	+ 28 344	+ 40 059	+ 27 319	+ 1 524 210	+ 1 906 465
Schweinen	+ 19 923	+ 28 344	+ 40 059	+ 27 319	+ 1 524 210	+ 1 906 465
Ziegen	+ 19 923	+ 28 344	+ 40 059	+ 27 319	+ 1 524 210	+ 1 906 465

Setzt man an Stelle der wirklichen nunmehr Verhältniszahlen, so bezifferte sich die jährliche Zu- bzw. Abnahme auf Hunderttheile

bei den	von 1873 bis 1883		von 1883 bis 1892		von 1892 bis 1897	
	von 1873 bis 1883	von 1883 bis 1892	von 1892 bis 1897	von 1873 bis 1883	von 1883 bis 1892	von 1892 bis 1897
Pferden	+ 0,59	+ 0,98	+ 1,17	+ 0,92	+ 0,11	+ 1,30
Rindern	+ 0,11	+ 1,30	+ 1,38	+ 0,89	+ 2,50	+ 3,15
Schafen	+ 0,11	+ 1,30	+ 1,38	+ 0,89	+ 3,55	+ 3,28
Schweinen	+ 0,11	+ 1,30	+ 1,38	+ 0,89	+ 1,34	+ 1,69
Ziegen	+ 0,11	+ 1,30	+ 1,38	+ 0,89	+ 1,34	+ 1,69

Diese Berechnungen beweisen aufs Deutlichste, daß sich, abgesehen von einer belanglosen Ausnahme bei den Schweinen während des zweiten Zeitabschnittes, der Jahresdurchschnitt für das Anwachsen des Bestandes der Pferde, Rinder, Schweine und Ziegen, d. h. der für die Ernährung der Bevölkerung und den Verkehr wichtigsten Viehgattungen, von Zählung zu Zählung beträchtlich gesteigert hat, was bei den Schafen im umgekehrten Sinne hervortritt. Daß sich unsere Viehhaltung aber während des letzten Jahrzehntes verhältnismäßig mehr hob als während der beiden vorangegangenen Jahrzehnte, ist eine um so bemerkenswerthere Thatsache als bekanntlich die durch die anhaltende Dürre des Jahres 1893 hervorgerufene Futternoth und der damalige Strohmanangel in großem Umfange zu Schlachtungen, besonders von Kälbern, Jungvieh, Rügen, sowie auch von Schweinen zwang, was eine bedeutende Verminderung der Bestände jener Thierarten zur Folge hatte. Zieht man diese Einbußen, welche inzwischen nicht nur ganz überwunden, sondern sogar in ihr vollständiges Gegenheil verwandelt worden sind, mit in Berücksichtigung, so ist das beregte, überaus günstige Ergebnis um so erfreulicher.

Von dem Gesamtbestande der betreffenden Viehgattung entfielen 1897 Hundertstel auf die

Provinzen	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Ziegen
1. Ostpreußen	15,87	9,68	9,24	8,30	1,60
2. Westpreußen	8,25	5,71	8,76	5,69	4,38
3. Stadtkreis Berlin	1,79	0,09	0,04	0,12	0,06

Provinzen	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Ziegen
4. Brandenburg	9,99	7,64	11,43	9,43	12,02
5. Pommern	7,36	6,22	17,90	8,35	4,04
6. Posen	8,89	7,93	8,85	7,08	5,88
7. Schlesien	11,08	14,50	5,56	8,41	10,70
8. Sachsen	7,40	7,15	11,50	11,38	14,39
9. Schleswig-Holstein	6,41	8,25	3,19	5,14	2,27
10. Hannover	8,35	10,09	12,36	14,00	11,05
11. Westfalen	5,19	6,08	3,50	8,47	10,44
12. Hessen-Nassau	2,87	5,36	4,97	4,95	8,09
13. Rheinland	6,36	10,86	2,57	8,42	14,92
14. Hohenzollern	0,19	0,44	0,13	0,26	0,16

Läßt man nun wegen der Kleinheit ihres Gebietes den Stadtkreis Berlin und Hohenzollern bei Seite, so ergibt sich, daß bei der Pferdezahl Ostpreußen mit über einem Siebentel aller Pferde noch immer die erste Stelle behauptet; ihm nähern sich Schlesien und Brandenburg, wogegen Hessen-Nassau und Westfalen die niedrigsten Antheile zeigen. Mehr als ein Siebentel der Rinder besitzt Schlesien, etwa je ein Zehntel Rheinland, Hannover und Ostpreußen; Hessen-Nassau und Westpreußen haben nur noch je ein Zwanzigstel von ihnen aufzuweisen. Es befinden sich gut ein Sechstel sämmtlicher Schafe in Pommern, je ein Achtel bis ein Neuntel in Hannover, Sachsen und Brandenburg, die wenigsten in Rheinland, Schleswig-Holstein und Westfalen. Ein Viertel der Schweine war in Hannover nebst Sachsen, gegen nur etwa je ein Zwanzigstel in Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein und Westpreußen vorhanden. Die höchsten Bestände an Ziegen, zusammen drei Viertel der Gesamtzahl ergeben sich in Rheinland und Sachsen, sodann in Brandenburg, Hannover, Schlesien und Westfalen; das noch verbleibende Viertel gehört den anderen acht Provinzen an. Ueberhaupt stimmte die Vertheilung der verschiedenen Viehgattungen auf die einzelnen Landestheile im Großen und Ganzen mit derjenigen des Jahres 1892, unerhebliche Abweichungen ausgenommen, außerordentlich überein.

Ferner vermehrten bzw. verminderten sich von 1891 bis 1897 um Hunderttheile

in der Provinz	die Pferde	die Rinder	die Schafe	die Schweine	die Ziegen
1. Ostpreußen	+ 5,17	+ 6,63	- 22,47	+ 11,34	+ 35,17
2. Westpreußen	+ 4,73	+ 8,82	- 27,68	+ 25,76	+ 20,23
3. Stadtkreis Berlin	+ 14,61	+ 28,85	- 27,87	+ 131,61	+ 17,14
4. Brandenburg	+ 5,25	+ 5,93	- 24,34	+ 16,06	+ 1,65
5. Pommern	+ 2,99	+ 9,68	- 24,02	+ 23,68	+ 8,27
6. Posen	+ 7,85	+ 11,15	- 30,55	+ 21,18	+ 22,05
7. Schlesien	+ 4,85	+ 4,93	- 33,48	+ 19,90	+ 12,23
8. Sachsen	+ 4,75	+ 8,13	- 13,17	+ 19,68	+ 6,90
9. Schleswig-Holstein	+ 4,65	+ 5,70	- 13,42	+ 39,85	+ 10,12
10. Hannover	+ 5,40	+ 8,05	- 17,45	+ 26,30	+ 8,07
11. Westfalen	+ 9,57	+ 6,28	- 15,02	+ 24,62	+ 9,25
12. Hessen-Nassau	+ 6,59	+ 3,12	- 4,90	+ 14,89	+ 15,00
13. Rheinland	+ 9,97	+ 6,47	- 19,11	+ 22,24	+ 10,62
14. Hohenzollern	+ 1,16	- 1,40	- 6,84	+ 6,28	+ 15,26

Besondere Beachtung verdient das Federvieh, über dessen Anzahl und Verbreitung in Preußen bisher, wie schon angedeutet, keine genauen und zuverlässigen Nachrichten vorlagen. Wenn nun 1897 rund 3¼ Millionen Gänse, 1¼ Million Enten, 81 Millionen Hühner, sowie 36¼ Millionen Stück Federvieh überhaupt gezählt wurden, so kommen auf 100 Köpfe der fortgeschriebenen Bevölkerung 11,61 Gänse, 4,80 Enten und 95,42 Hühner oder 111,83 Stück Geflügel überhaupt. Dies ist selbst dann ein sehr unglückliches Ergebnis, wenn man berücksichtigt, daß das Federvieh am Zählungstage nahezu den tiefsten Stand im ganzen Jahre erreichte. Eine Folge hiervon war, daß 1892-96 im Deutschen Reich jährlich durchschnittlich für über Mark 105¼ Millionen allein an Federvieh, Eiern und Bettfedern aus dem Auslande eingeführt wurden, eine Mahnung für umfassendere Maßnahmen zur Hebung der Geflügelzucht bei uns. Wo diese insbesondere einsetzen müssen, lehrt uns die Vertheilung auf die einzelnen Provinzen. Von dem 1897 ermittelten bezüglichen Gesamtbestande trafen Hundertstel auf

die Provinz	die Gänse	die Enten	die Hühner	das Federvieh überhaupt
1. Ostpreußen	8,59	14,87	7,13	7,62
2. Westpreußen	5,73	9,94	5,37	5,60
3. Stadtkreis Berlin	0,36	0,41	0,21	0,23
4. Brandenburg	20,44	9,08	8,85	10,06
5. Pommern	5,47	7,51	6,55	6,48
6. Posen	10,93	13,54	6,69	7,42
7. Schlesien	22,39	9,96	8,67	10,15

die Provinz	die Gänse	die Enten	die Hühner	das Federvieh überhaupt
8. Sachsen	10,02	8,39	11,03	10,82
9. Schleswig-Holstein	1,55	5,67	5,33	4,95
10. Hannover	4,38	8,60	12,53	11,52
11. Westfalen	1,96	4,42	9,08	8,14
12. Hessen-Nassau	6,00	2,00	5,21	5,15
13. Rheinland	1,87	4,94	13,03	11,52
14. Hohenzollern	0,32	0,66	0,32	0,34

Was das Verhältnis der drei Federviehgattungen zu einander anlangt, so betragen im Staate die Gänse 10,38, die Enten 4,29 und die Hühner 85,33 v. H. des gesammten Geflügelbestandes. Es befaßen mithin die Hühner eine ausschlaggebende Bedeutung; denn sie waren beinahe sechsmal so stark wie die Gänse und Enten gemeinsam vertreten. Von der Gesamtzahl des Federviehs kamen 1897 in den nebenbezeichneten Landestheilen Hundertstel auf die

Provinz	Gänse	Enten	Hühner
1. Ostpreußen	11,71	8,38	79,91
2. Westpreußen	10,62	7,61	81,77
3. Stadtkreis Berlin	15,94	7,45	76,61
4. Brandenburg	21,09	3,87	75,04
5. Pommern	8,75	4,97	86,28
6. Posen	15,29	7,82	76,89
7. Schlesien	22,91	4,21	72,88
8. Sachsen	9,61	3,33	87,06
9. Schleswig-Holstein	3,24	4,92	91,84

Provinz	Gänse	Enten	Hühner
10. Hannover	3,95	3,20	92,95
11. Westfalen	2,50	2,33	95,17
12. Hessen-Nassau	12,09	1,66	86,25
13. Rheinland	1,68	1,84	96,48
14. Hohenzollern	9,78	8,88	81,84

Von den vorstehenden drei Zahlenreihen hat die zweite die gleichmäßigsten Sätze. Der Staatsdurchschnitt wurde am stärksten überschritten bei den Gänsen von Schlesien, bei den Enten von Ostpreußen, bei den Hühnern vom Rheinlande; am meisten hinter demselben zurückblieben bezw. Rheinland, Hessen-Nassau Schlesien. Die Unterschiede zwischen den Höchst- und Mindestbeträgen belaufen sich bei den Gänsen auf 21,23, den Enten auf 6,72 und den Hühnern auf 23,60 vom Hundert.

Es erübrigte noch einige Angaben über die Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont, für welche die Ausföhrung der Viehzählung sowie die Bearbeitung der Zählpapiere ebenfalls vom königlichen Statistischen Bureau bewirkt worden ist. Von 1892 bis 1897 wuchs dort die Zahl der Gehöfte mit Viehstand um 2,65, die der viehbesitzenden Haushaltungen um 2,86 Hunderttheile. Es vermehrte sich die Zahl der Rinder um 9,98, der Schweine um 20,51, der Ziegen um 16,98 oder im Jahresdurchschnitt um bezw. 2,00, 4,10 und 3,99; es verringerte sich die Zahl der Pferde um 1,99 und der Schafe um 11,89 oder jährlich um bezw. 0,39 und 2,38 vom Hundert. Die Gesamtzahl des Geflügels vertheilte sich auf die Gänse mit 9,09, die Enten mit 2,18 und die Hühner mit 88,78 Hundertsteln.

Fragekasten.

Frage Nr. 2. Verfütterung von Trockenschnitzeln betreffend. (R. in R.) Sind für Milchkühe, welche abgemolken und dann fett verkauft werden, Trockenschnitzel mit dem dazu gehörigen Kraftfutter, statt Futterrüben mit Kraftfutter, mit Vortheil zu verfüttern? Wie stellt sich das Verhältnis des Kostenpunktes eines dem anderen gegenüber, und wieviel Trockenschnitzel sind täglich der Kuh zu geben oder kann man geben? In welchem Verhältnis und wie sind Trockenschnitzel den nassen gegenüber den Schafen und Lämmern zu verabfolgen?

Antwort: Ohne Zweifel kann man an Stelle einer Futterrübengabe Milchkühen, welche abgemolken und fettgemacht werden sollen, Trockenschnitzel verabreichen; haben sich doch letztere gut als Milchfutter und sehr gut als Mastfutter bewährt. Nach den jetzigen Preisverhältnissen stellt sich der Doppelzentner Trockenschnitzel franko Ihrer nächsten Bahnhstation auf ca. 8.50 Mk. Es ist Ihnen jedenfalls bekannt, was in Ihrer Wirtschaft die Produktion der Futterrüben kostet, und somit können Sie an der Hand einer Berechnung des Nährstoffverhältnisses beider Rationen ermitteln, wieviel Sie wirtschaftlich Trockenschnitzel an Stelle von Kumpelrüben verabreichen können, ohne die bisherige Gesamt-Ration wesentlich verändern zu müssen. Die rein verdaulichen Nährstoffe nach den Mittelzahlen in Mengel und von Lengert's landwirtschaftlichem Kalender berechnet, sind in 100 kg Trockenschnitzeln enthalten: an reinem verdaulichen Eiweiß 4,9 kg, an reinem verdaulichen Fett 1,0 kg und an verdaulichen stickstofffreien Extraktstoffen, zuzüglich der Amidstoffe und des verdaulichen Antheils der Cellulose, 55,0 kg. Für Futterrüben lauten die entsprechenden

Zahlen 0,2 kg, 0,06 kg und 7,4 kg. Sie ersehen aus dem Vergleich beider Zahlenreihen, daß eine einfache Erzeugung der Rüben durch die Trockenschnitzel genau genommen nicht möglich ist, ohne an der Kraftfütteration Aenderungen eintreten zu lassen. Als Normalgabe für Milchkühe empfehlen Märcker und Morgen 3 kg, für Mastkühe 5 kg, rathen aber, bei Milchkühen nicht über 4,5 kg und bei Mastkühen nicht über 7,5 kg hinauszugehen. Sie werden selbst finden wieviel kg Trockenschnitzel Ihnen Ihre Kalkulation zu geben gestattet.

Der Amtsrath Hoppensiedt, Domäne Lutler am Warenberge, hat im Winter 1891/92 sehr eingehende Versuche mit der Fütterung von Trockenschnitzeln auch an Schafe angestellt. (Deutsche Landw. Presse, 1892, Seite 467 u. flg.) und sie an Stelle der nassen Schnitzel im Verhältnisse 1 : 6 in die Fütteration eingeschoben. Seine Erfolge sind sehr zufriedenstellende gewesen. Die Gabe pro Stück und Tag betrug in Lutter für Schafe $\frac{1}{2}$ kg für Jährlinge $\frac{1}{3}$ kg und für Lämmer $\frac{1}{4}$ kg. Märcker und Morgen rathen, nicht über 1 kg Trockenschnitzel an Schafe zu verabreichen.

Was nun die Art der Verabreichung von Trockenschnitzeln anbelangt, so ist das vielfach übliche Anfeuchten derselben kurz vor der Verfütterung an Rindvieh nicht unbedingt erforderlich, auch beeinflusst es den Futtereffekt der Schnitzel keineswegs. Bei Schafen dagegen scheint die Anfeuchtung der Trockenschnitzel sich zu empfehlen, da man die Erfahrung gemacht hat, daß diese Thiere die trockenen Schnitzel mit solcher Gier fraßen, daß ein Zusammenballen derselben im Schlunde stattfand, wodurch Erstickungsgefahren hervorgerufen wurden. R.

Kleinere Mittheilungen.

Fracht und Expedition der Ausstellungsgüter. Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hat für ihre im Juni in Dresden stattfindende 12. Wanderausstellung wiederum frachtfreie Rückbeförderung der mit Fracht oder Gült nach Dresden beförderten und unverkauft gebliebenen Ausstellungsgüter bezw. Thiere bewirkt, sofern bestimmte Formalitäten erfüllt werden.

Zur Beförderung der Ausstellungsgegenstände von dem Güterbahnhof nach dem über 3½ km entfernt liegenden Ausstellungslage empfiehlt die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft die Dresdener Stadtfrahterei, M. Winkler, Dresden-N., Güterbahnhof, mit welcher sie ein festes Abkommen getroffen hat. Sämmtliche Thiere und Gegenstände werden nach dem genannten Güterbahnhof, und zwar die Thiere mit der näheren Bezeichnung „Neuer Güterbahnhof“, befördert. Für die Ueberführung der Pferde und Rinder, sofern sie den Weg zu Fuß zurücklegen können, sorgt die Gesellschaft, während die Beförderung nicht möglich

ist, der Schweine, Schafe, Ziegen und des Geflügels von den Ausstellern selbst besorgt werden muß, und zwar werden Schafe und Schweine, sei es in Käfigen oder Iose, sämmtlich in Wagen befördert werden müssen, während die Ziegen wohl auch bis zum Ausstellungslage getrieben bezw. geführt werden können. Die näheren Bestimmungen werden in dem demnächst erscheinenden Stück 8 der „Mittheilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“, sowie in einer besonderen, allen Ausstellern zugehenden Drucksache mitgetheilt werden.

Regierungsmaßnahmen gegen vergifteten Chilesalpeter. Im Frühommer des vorigen Jahres wurde die deutsche Landwirtschaft lebhaft durch die Wahrnehmung beunruhigt, daß ihr mehrfach ein pflanzengifthaltiger (perchlorathaltiger) Chilesalpeter geliefert wurde, der auf die damit gedüngten Pflanzen eine schädliche, verkrüppelnde Wirkung ausübte. Auf Anregung aus der Provinz Sachsen bin beschloß der landwirtschaftliche Genossenschafts-tag zu Dresden energische Abwehrmaßnahmen.

Zunächst wurde an den Reichskanzler die Bitte gerichtet, bei der Regierung der Republik Chile geeignete Vorstellungen zu erheben, um bei der Gewinnung des Düngesalpeters eine größere Sorgfalt zu erreichen. Diese Bitte war erfolgreich. Vom Auswärtigen Amt ging der Anwaltschaft des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften die Mitteilung zu, daß der Reichskanzler dem Gesuche entsprochen und den Kaiserlichen Gesandten in Santiago mit entsprechender Weisung versehen habe. Weitere Mitteilung wurde bis nach Eingang eines Berichtes aus Santiago vorbehalten.

Auch der preussische Landwirtschaftsminister hat sich eingehend mit der Frage beschäftigt und hat dem Anwalt des Allgemeinen Verbandes Geh. Regierungsrath Haas-Offenbach ein neues Gutachten von Professor Maercker-Halle darüber zugehen lassen mit der Aufforderung, die Abnehmer von Chilealpeter auf die Schädlichkeit des Perchlorat-Gehaltes hinzuweisen und erneut zu empfehlen, durch die Inanspruchnahme der Kontrollthätigkeit der Versuchstationen vor Schaden sich zu bewahren. Der Aufforderung wurde alsbald entsprochen. Aus dem Maercker'schen Gutachten geht hervor, daß auch auf den Handel die entschlossene Stellungnahme der landwirtschaftlichen Genossenschaften, denen hier wieder die berufensten Vertreter der landwirtschaftlichen Wissenschaft als Führer vorangingen, vorteilhaft eingewirkt hat. Offenbar hat der Handel sich seit dem letzten Sommer bemüht, diejenigen Salpetersalze, welche stark perchlorataltig waren, nicht in die Landwirtschaft, sondern in die Industrie überzuführen, so daß die Angelegenheit schon weit weniger bedrohlich erscheint, falls auch weiterhin seitens der Landwirthe die erforderliche strenge Kontrolle ausgeübt wird.

Eine radikale Abhilfe ist allerdings noch nicht geschaffen, denn vorläufig lehnen die Importeure jede Garantie ab, und alle Bemühungen, sie zu einer solchen Garantie zu bewegen, sind bisher vergeblich gewesen. „Das einzige Mittel“, schreibt Professor Maercker in dem vom Landwirtschaftsminister zur Beachtung empfohlenen Gutachten, „den kleinen Landwirth vor einer Schädigung einigermaßen zu sichern, dürfte daher in dem Hinweiss auf den genossenschaftlichen Ankauf des Salpeters liegen.“

Düngung der Obstbäume im Frühjahr. Im Frühjahr verpflanze man nicht, den Obstbäumen eine reichliche Stickstoffdüngung zu geben. So weit möglich, kann dies durch Zufuhr von Gülle und Jauche geschehen. Bei Anwendung dieser Düngemittel über die Rasenfläche spart man ja nicht, sonst düngt man nur die Grasnarbe und die Baumwurzeln gehen leer aus. Bei durch starke Erträge geschwächt erscheinenden Bäumen pflüge man im Umfange der Krone eine oder mehrere, in letzterem Falle ungefähr 60 Ctm. von einander abliegende Ackerfurchen auf, oder sechs sogenannte „Eiderlöcher“ aus, streue eine Mischung von Thomasschlacke und Kainit, etwa zu gleichen Theilen, in die Oeffnungen und gebe darauf die Gülle oder Jauche. Ist die Jauche eingezogen, so wird zugebedt und die Rasenfläche ist wieder hergestellt. Auf diese Weise behandelt, werden Bäume zu frischem Wachsthum und größerer Fruchtbarkeit gebracht und zugleich reicher Graswuchs erzeugt. Statt Kainit verwendet man, wenn solche vorhanden, auch Mische. Auf steilen Halden, wo es fast unmöglich ist, mit dem Güllekarren den Bäumen nachzufahren, oder bei Mangel an Gülle und Jauche überhaupt gebe man eine Stickstoffdüngung durch Chilealpeter oder schwefelsauren Ammoniak, welche Düngemittel im ganzen Umfange der Baumkrone, wenn möglich bei Eintritt von Schneefall oder Regenwetter ausgestreut werden. Kirschen- und Zwetschgenbäume sind besonders dankbar für reichliche Frühjahrsdüngung. Bei allem dem vergesse man auch andere Forderungen der Baumpflege, ganz besonders das Pugen nicht, und der Nutzen wird sich zeigen.

Wozu Reishülsen gut sind. — schreibt der „Praktische Landwirth“ — darüber erhielten wir dieser Tage durch einen komischen Zufall Auskunft: Eine als Drucksache bezeichnete und mit 3 Pfennig-Marke frankirte Postkarte, die an ein hiesiges Kommissionsgeschäft gerichtet war, gelangte versehentlich in unsere Hände. Auf dieser Postkarte war Folgendes zu lesen: „Ich offerire Ihnen hiermit freibleibend: grobe Reishülsen à 1.25 Mk. per 50 Kilo cgl. Sack maggonfrei Bremen, Kasse zur Lieferung August, September und Oktober a. c. Ordres hierauf sollen mir angenehm sein. Der Artikel wird jetzt, wo sämmtliche Futterartikel, hauptsächlich Kleien, sehr hoch im Preise sind, viel gekauft und zu Mischweiden gebraucht, auch als Zusatz zu Häcksel verwandt. Hochachtend C. D. Bremen.“ Der Name des Absenders, der „grobe Reishülsen zu Mischweiden“ den Futterhändlern offerirt, ist natürlich im Original voll ausgeschrieben; wir begnügen uns zunächst damit, hier die Anfangsbuchstaben zu nennen. Da die Offerte als Drucksache verstanden sind, so sind sie natürlich einer großen Zahl von Futtermittelhändlern zugegangen. Die Landwirthe werden dem Reishülsen verkaufenden Herrn C. D. in Bremen für seine unsehrwillige Offenheit gewiß recht dankbar sein. Sie erfahren hierdurch wieder einmal, daß beim Futtermittelaufkauf noch immer die größte Vorsicht geboten ist. Reishülsen sind bekanntlich als Futtermittel recht wenig werth, nicht mehr als die Spreu des Getreides. 50 Pfund Kleie im Werthe von 2.50 Mk. und 50 Pfund Reishülsen im Werthe von 63 Pfg. gemischt, kommen auf 3.13 Mk. zu stehen, während der Centner Kleie 5 Mk. kostet. Man sollte nie mehr ohne vorherige Untersuchung

durch eine landwirtschaftliche Versuchstation kaufen. Die kleineren Besizer können dies allerdings nur dadurch ermöglichen, daß sie sich zusammen thun, um ihren Bedarf an Futtermitteln (und auch an Düngemitteln) in größeren Poiten gemeinschaftlich zu beziehen.

Die Verwerthung von Leich- und Grabenschlamm. Der aus Leichen und Gräben gehobene Schlamm hat in den meisten Fällen, besonders aber da, wo durch stagnierende Rüsse und Sumpfvegetation die Vorbedingungen zur Moorbildung gegeben sind, einen großen Werth als Dünger. Will man ihn für die Bereicherung des Bodens an Pflanzennährstoffen nutzbar machen, so muß wie folgt verfahren werden. Der Schlamm ist vor Beginn des Winters in Haufen zu bringen, um ihn dem Einfluß der Atmosphärien und besonders des Frostes auszusetzen. Denn die bisweilen bemerkte ungünstige Wirkung des Schlammes auf die Erträge hat darin ihren Grund, daß in demselben oft saure Humusverbindungen und bisweilen auch Eisenoxydul vorkommt. Diese Stoffe gehen allmählich an der Luft in unschädliche Verbindungen über. Will man sich aber noch besser vor Mißerfolgen sichern und gleichzeitig die günstigen Wirkungen des Schlammes erhöhen, so empfiehlt es sich, denselben, nachdem er lufttrocken geworden ist, mit Kalk in der Weise zu schichten, daß auf eine 30 Ctm. starke Lage Schlamm eine 2 Ctm. mächtige Schicht Kalk gebracht wird. Die Masse muß dann mehrmals durchgestochen werden und dadurch eine innige Mischung beider Substanzen erstrebt werden. Nach ein bis zwei Jahren kann man den nunmehr konformen und krümeligen Schlamm zur Melioration benutzen und wird besonders auf Wiesen und leichtem Boden einen guten Erfolg erwarten dürfen.

Kippkesselherd. Eine zum Deutschen Reichspatente angemeldet, praktische Erfindung hat die durch ihre Futterdämpfer bekannte Firma Otto Brüner in Artern neuerdings auf den Markt gebracht. Es ist dies ein Kippkesselherd, der bestimmt ist, an die Stelle alter eingemauerter Kochherde zu treten. Der Herd ist aus Eisen hergestellt und mit kupfernem Kessel versehen. Er nimmt sehr wenig Raum ein und läßt sich durch eine einfache, feinerliche Vorrichtung auf bequeme Art durch Ausschütten entleeren und müheelos reinigen. Man hat also bei diesem überaus praktischen und empfehlenswerthen Herde nicht mehr nöthig, den Inhalt des Kessels mit Eimern, Schaufeln, Töpfen und dem Scheuerlappen auf umständliche Weise herauszunehmen, spart Zeit und Arbeit und läuft nicht Gefahr, den Kessel zu beschädigen. Der neue Herd ist transportabel und kann, für jeden Wirtschaftszweck entsprechend eingerichtet, auch zum Dämpfen von Früchten dienen.

Geschnittenes Stroh als Einstreu. Das Einstreuen geschnittenen Strohes in die Viechställe bietet große und zahlreiche Vortheile, die leider aber noch von vielen Landwirthen nicht in genügender Weise anerkannt werden. Zu dem Zwecke wird das Stroh auf einer Häckselmaschine in ungefähr 13 Centimeter lange Stücke geschnitten, wie das zum Beispiel in England in fast allen Wirtschaften geschieht. Man spart dadurch bis 35 Prozent gegenüber Langstroh, so daß, wenn man für ein Kind ungefähr 4 Kilogramm Langstroh rechnet, vom kurzen Stroh schon ungefähr 2.5 Kilogramm genügen können. Aber nicht bloß die Ertragskraft, sondern auch noch andere Vortheile sprechen für das kurze Stroh. Solches saugt die Flüssigkeit im Stalle besser auf, es giebt daher einen besseren Mist und verbindet Verluste an Düngstoffen. Kurzstrohdünger ist auf der Düngstätte einfacher und billiger zu behandeln, da er mehr „fest“, nicht so stark verrottet und nicht so viel Kosten verursacht durch Feuchthalten und dergleichen. Kurzstrohdünger ist ferner einfacher und daher rascher und billiger aufzuladen, auszubreiten und leichter unterzuquern; das Einstreuen des Mistes hinter dem Pfluge kann sogar ganz wegfallen; das Feld wird zu nachfolgenden Kulturarbeiten geeigneter und namentlich ist daselbe besser zu eggen, da die Ränder der Egge den im Boden verborgenen kurzen Dünger durchstreifen, während sie von dem langen Strohdünger ganze Büschel herausreißen.

Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S. in der Zeit vom 14. bis 21. April 1898.

	Qualität	Alter	Gewicht in Pfd.	Größte Preise per Centner Mk.
Rühe	1.	5—8jährig	1200—1500	29—27
	1—2.	8 "	1050	26
Ferkel	1a.	3 "	1300	32
	1.	2½ "	1150	30
Kälber	1a.	7 "	2000—2100	34
	1—2.	8 "	1700—1800	32
Bullen	1a.	3 "	1600	32
	1b.	3½ "	1750	30
Schweine			300	43
			280	41
			250	40
Kälber		2—3 Wochen	100—120	35—33

Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle a. S., Leipzigerstraße 87.